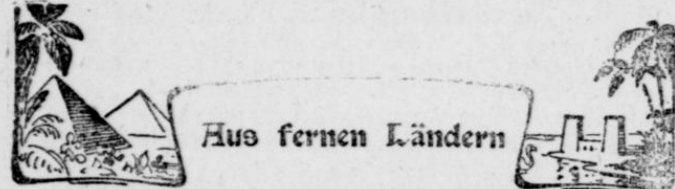


Die Welt der Frau.

Gefahren des Lobes.

— Ein Wort an die Mütter. —

Ein auch nur einigermaßen aufgewecktes und geistfrisches Kind ist bald so klug, um aus beständigem Lob, aus fortwährendem Vorgezogenwerden seine Schlässe zu ziehen. Mag es sich auch anfangs gehoben fühlen, wenn es über andere gestellt wird, binnen kurzem wird es derartige Wertschätzung oder Ueberschätzung als ihm gebührend quittieren, und das bescheidenste, sanfteste Kind kann dann zum eitlen kleinen Laifen, zur naiverweisen, vorlauten Puppe werden. Und wie in einer Untugend ein ganzes Gefolge von schlechten Eigenschaften die Schleppe tragen, so wird auch ein annehmendes Geschöpfchen zum Hausbrann, zum Egoisten, dessen Mitgefühl für andere vor der eigenen Wichtigkeit erbläht, das trotzig, unliebenswürdig wird, wenn man ihm nicht willfährt, und Güte mit Undank lohnt, weil es jede Sorgfalt, jede Liebestat als schuldigen, selbstverständlichen Tribut einheimst. Hergensgüte findet man bei Kindern, die ganz von ihrem vergötterten, kleinen Ich durchdrungen sind, wohl schwerlich. Und darum heißt es, die Zügel fest in die Hand nehmen und den Kopf regieren lassen, wenn das Mutterherz dabei auch im Geben zu kurz kommen mag: das Lob sei kurz und knapp bemessen, insbesondere in Gegenwart Dritter. In Kreisen von Erwachsenen sind Kinder überflüssig, denn eben hier, bei dem sogenannten „Aufschieben“, werden Lobhudeleien geübt. Wenn all die feilen Schmeicheleien der Tanten, Vettern und Wasen nicht in der Gegenwart des Kindes sprudeln würden, dann wären sie eben nur Balsam fürs Mutterherz und nicht gleichzeitig Gift für die kindliche Seele. Aber der Weisheitsfessel wird so heftig geschwungen, daß das Herzchen und die Sinne des Kindes davon umnebelt werden. Da muß der Aufstieg gesunden Menschenverstandes ersichend dazwischen fahren, denn gute Anlagen verkümmern auf halbem Wege der Entwicklung aus Mangel an Fleiß und Streben. Wer sich genügt und in steter Zufriedenheit mit sich lebt, hat kein Streben und keinen Schaffensdrang, und das allzu üppige Lob trägt oft die Schuld daran, daß die Auffassungslust und -kraft des Kindes erlahmt.



Aus fernen Ländern

Ueber die Lage der indischen Frauen findet man noch immer unzutreffende Ansichten. Tatsache ist jedenfalls, daß die indischen Frauen im allgemeinen von ihren Ehemännern höher geachtet werden, als ihre Schwestern im Westen. Von frühester Jugend an wird den Indern Verehrung vor den Frauen anerkannt. Jede Unfreundlichkeit einer Frau gegenüber wird nach altem Volksglauben sofort vom Unglück verfolgt, und eines Mannes Gebet bleibt unerhört, wenn seine Frau sich ihm nicht anschließt. Bei einer Krönung ist die Gegenwart der Frau des Prinzen unerlässlich, und sollte es ihr unmöglich sein, zu erscheinen, so wird ihre Statue an die Seite ihres Gatten gestellt; andernfalls würde die Zeremonie keine Gültigkeit haben. Die allgemeine Moralität ist in Indien eine sehr hohe, denn wenn es auch wahr ist, daß dem Hindu gestattet ist, eine zweite Frau zu nehmen, falls die erste kinderlos bleibt, so ist es doch außerordentlich selten, daß er von dieser Vergünstigung Gebrauch macht. Ein alter Aberglaube sagt, daß eine Witwe gezwungen werde, den Scheiterhaufen zu besteigen. Das ist gänzlich falsch, denn ob eine Witwe ihrem Gatten in den Tod folgen will oder nicht, bleibt durchaus ihr selbst überlassen.

lassen. Wenn sie das Opfer nicht bringen will, steht es ihr vollkommen frei, es zu verweigern. Falls sie sich aber freiwillig dazu entschließt, so wartet ihrer die Märtyrerkrone, und sie wird mit dem Titel „Devi“ ausgezeichnet. Ein weiterer Irrtum ist, daß die Witwe lebendig verbrannt werde. Zuerst wird ihr ein Kelch mit Gift gereicht, und dann erst erfolgt das Verbrennen. Ein alter Glaube ist, daß eine Verwünschung, die irgendwem Unglück prophezeit, nur auf einen Mann angewendet wurde, von einer Frau jedoch harmlos abgleite.

Die Brautkette der Jamunderinnen. Jamund liegt westlich von Köslin, nahe an der Ostsee und am Jamunder Bodden. Marie Kereze berichtet in ihren plattdeutschen Geschichten „Bi mit tau Gus“ folgenden hübschen Vorgang: Als die Prinzess Charlotte, die Schwester Kaiser Wilhelms I. und spätere Kaiserin von Rußland, zur Krönung nach St. Petersburg reiste und in die Gegend von Köslin kam, trat ihr am Gollenberge eine Schar junger Mädchen in Brautkleidern entgegen. Eine von ihnen, Anna Lassahn, begrüßte die Prinzess mit einem plattdeutschen Gedicht. Als sie geendigt hatte, nahm die Prinzess eine goldene Kette vom Hals und schenkte das Mädchen damit. Später entstand Hant und Streit unter den Bräuten Jamunds. Die anderen behaupteten, die Lassahn wäre in ihrem Brautkleide, mit der goldgestickten Haube auf dem Kopfe, nur eine Vertreterin aller Bräute in Jamund gewesen und wäre also, wie sie alle, nur bei der Hochzeit berechtigt, die Kette zu tragen; die Kette sei Eigentum der Gemeinde. Die Lassahn aber gab sich damit nicht zufrieden; sie behauptete fest, die Kette wäre ihr persönliches Eigentum. Der Streit war nur dadurch zu schlichten, daß man die Großfürstin selbst um Entscheidung bat. Sie fandte der Lassahn 50 Taler zur Ausstattung; im übrigen aber ließ sie die Jamunder darin gewähren, daß jede Braut die Kette an ihrem Hochzeitstage tragen sollte. So wird sie als Eigentum der Gemeinde noch heute in der Kirche zu Jamund aufbewahrt.

Scherzfragen.

- 1. Welche Gosen kann kein Schneider anfertigen?
2. Welche Ellen kann man essen?
3. Auf welcher Straße kann man weder gehen noch fahren?

Wexlerbild.

Wo ist die Gere?



Auflösungen in nächster Nummer.

Unterhaltungs-Beilage

Lüdenscheider Tageblatt.

Redaktion, Druck und Verlag von Heinr. Krause, Lüdenscheid.

Die Samariterin.

Roman von B. Coron.

(3. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Was bleibst du denn so lange draußen in der Kälte?“ fragte die Alte verdrießlich.

„Nieder Himmel, du weißt ja, daß ich hinter Peter hergelaufen bin.“

„Der ist längst da. Hier liegt er auf der Ofenbank.“

„Wahrscheinlich! Da hält ich gar nicht weiter zu suchen brauchen. Nun, desto besser! Gute Nacht, Großmutter!“

„Ich bin müde und du wirst es auch sein.“

„Komm mal her — ganz nah, ganz dicht zu mir.“

„Willst du noch was?“

„Ich will die Wahrheit wissen! Warum läufst du so oft in Nacht und Kälte hinaus, bald unter dem, bald unter jenem Vorwand? — Ich mein, mit dir ist auch nicht alles richtig, Mädel. Mühselig bleibst du daheim!“

„Ich tu' nichts Unrechtes und lag mich nicht einsperren!“

„Glaub' nur nicht, daß du mit deinem Trostlopf alle Wände einrennen kannst. Mädel, Mädel, das sag' ich dir: Unehr' hat's schon genug gegeben; mach du mir nicht auch noch weh!“

„Ich mach' dir keine, brauchst dich nicht zu sorgen,“ erwiderte Eva kurz, und die Hand, an welcher der Ring glimmerte, schnell in die Schürzentasche verlegend. Die Großmutter war zwar halbblind, sah aber doch oft recht deutlich gerade das, was sie nicht sehen sollte.

„Geh meinetwegen zu Bett!“ stieß die alte Frau unfreundlich hervor. „Morgen reden wir weiter miteinander.“

„Gute Nacht!“ wiederholte das Mädchen und schlüpfte in die Kammer, wo Margot sie erwartete. Dort zündete sie eine kleine Lampe an, drehte bei ihrem schwachen Schein den Ring hin und her und hing ihn dann an einem Bändchen um den Hals.

Die Großmutter durfte ihn nicht sehen, sonst wäre ja des Tragens und Ausforschens kein Ende gewesen.

3. Kapitel.

Walter blühte noch lange zu den Fenstern der Wüste empor, hinter deren roten Vorhängen schwaches Licht schimmerte. Dort weilte das süße, liebe Mädchen. Den hin und her huschenden Schatten warf ihre schöne Gestalt. Jetzt sah sie wohl das prächtige Haar, das es wie ein goldener Mantel um ihre Schultern fiel.

Wie in inneres Schauen verfiel, lehnte der junge Mensch an dem knorrigen Stamm einer prächtigen Eichenstange. Mit Gewalt mußte er sich losreißen und eilte dann rasch, im Sturmtritt, aber durch den Wald und der Försterei zu. Dort wurde ihm nicht gerade die freundlichste Begrüßung zuteil.

Andris Dohme, ein schroffer, sehr robuster, grauhaariger Mann, empfing den Sohn verdrießlich; denn man pflegte sonst viel früher beim Abendbrot zu sitzen, und der

Forstmann, dessen Zeit immer auf die Minute eingeteilt war, konnte keine Unpünktlichkeit leiden.

„Weißt du nicht mehr, was hier Hausgebrauch ist und wann gegessen wird?“ fuhr er Walter an. „Schon anderthalb Stunden läßt du uns warten. Das ist keine Art und Weise und zeugt von sehr wenig Respekt gegen deine Eltern.“

„Vergeht nur,“ entschuldigte sich der junge Mensch.

„Ich irrte mich — meinte, es wäre noch viel früher. Alte, liebe, bekannte Mädchen suchte ich auf und vergaß darüber, nach der Uhr zu sehen. Es soll nicht wieder vorkommen.“

„Das möchte ich mir auch sehr entschieden ausgeben haben. Du kommst nur zu besonderen Gelegenheiten heim, und dann hat man weiter nichts davon, als Unordnung im Haushalt. Hältst du dich vielleicht für was Besseres, als deine Eltern sind und glaubst, ihnen keine Rücksicht schuldig zu sein? Dann ist's mir leid, daß ich dir, um deiner Mutter letzten Wunsch zu erfüllen, freie Berufswahl bewilligte. Sie wollte nun einmal das Erbteil, das ihr von einem entfernten Verwandten zuteil, in solcher Weise verwendet wissen.“

„Vater, was denkst du von mir wegen einer zufälligen Verpötung? Gah ich dir denn je Ursache, mich für undankbar und unehrerbietig zu halten?“

„Laß doch schon gut sein, Andris!“ sagte Menate, die Suppe vorlegend. „Walter hat unsere Gewohnheiten vergessen.“

„Dann muß man sie ihm wieder ins Gedächtnis rufen. Wenn ich als junger Buriche so vergeßlich gewesen wäre, bei der Tür hinausgeworfen hätte mich mein seliger Vater, und recht würde er getan haben.“

„Ich war wirklich nicht aus Troß oder Nichtachtung unpünktlich,“ versicherte der junge Mensch. Seiner Stimme Ton verriet, daß er mühsam eine gereizte Aeußerung unterdrückte. „Noch einmal: Es tut mir leid, gefehlt zu haben, aber gezeichnete Dinge sind doch nicht zu ändern.“

„Und mit dieser landläufigen Redensart soll nun natürlich alles beigelegt und ausgeglichen sein. Du findest es ganz selbstverständlich, daß ich mich sofort zufrieden gebe?“

„Ja, Papa, wenn du mir wirklich ernstlich zürnst, dann gehe ich jetzt zur Bahnstation und fahre mit dem letzten Zuge fort.“

„Ah! Prodig und oben hinaus! Tue, was dir beliebt!“

„Geh, Väterchen, sei nicht so härteig,“ bat die kleine Elfe, ihr zartes Kindergesichtchen an seine raube, von einem stacheligen Bart verunzierte Wange schmiegend. „Es ist ja noch gar nicht so spät. Ich hab' mich, weiß Gott, wie sehr auf den Bruder gefreut und auf die paar Tage, die er bei uns zubringt. Nun mußt du nicht gleich kraßbürtig sein und mir die Freude verderben. Sei doch nett und lieb, bitte, bittel! Und du, Bruder, setz dich an den Tisch. Väterchen hat's nicht böse gemeint. — Wenn Walter geht, weine ich die ganze Nacht.“

OMIVA Mikrofilmarchiv
der deutschsprachigen Presse e.V.